

ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI

2013

13

Laudatio

JACOB- UND WILHELM-GRIMM-PREIS

des Deutschen Akademischen Austauschdienstes

DAAD

L U D W I G M . E I C H I N G E R

*Laudatio anlässlich der Verleihung
des Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preises des DAAD
an Frau Professor Elisabeth Knipf-Komlósi*

Sehr geehrte Frau Pászti-Márkus, ich freue mich, dass
Sie uns für die ungarische Botschaft hier die Ehre geben,
sehr geehrter Herr Dr. Kreft vom Auswärtigen Amt,
Spectabilis, lieber Kollege Hundt,
liebe Frau Neuland, die Sie hier den
Vorstand des DAAD vertreten,
liebe Frau Schneider als Verantwortliche für den
gesamten Bereich Germanistik des DAAD,
liebe Beirats-Kolleginnen und Kollegen
(darunter Jörg Kilian als eine Art Gastgeber),
liebe Kolleginnen und Kollegen vom Germanistenverband,
liebe Gäste,
liebe Elisabeth,

was sagt man, wenn man so einen Preis bekommt? Wie ich Elisabeth Knipf kenne,
und ich kenne sie auf jeden Fall schon lange, hätte sie, als sie die Nachricht davon
bekam, dass ihr der Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preis zuerkannt worden sei, mit
einem Satz antworten können, den ich gleich zitiere. Einer ihrer Gewährsleute
für die ungarndeutschen Dialekte hat ihn gesagt, und er findet sich in ihrem
2011 erschienenen großen Buch zum »Wandel des Wortschatzes« als Beleg für die
Verwendung von Diskurspartikeln.

*Nahát, des hew ich net gmahnt, dass es so weit kummt.
(Also, das habe ich nicht gemeint, dass es so weit kommt.)*

Und wenn sie das gesagt hätte, wäre es ein angemessener Kommentar nicht etwa als ein Bescheidenheitstopos bezüglich der eigenen wissenschaftlichen Arbeit und fachlichen Persönlichkeit. Man hätte es vielmehr vielleicht nicht meinen können, dass es so weit kommt, weil sie einer Generation angehört, bei der alles dagegen sprach, dass man sich intensiv mit der deutschen Sprache, der deutschen Kultur oder gar auch der Sprache der Ungarndeutschen beschäftigte und darauf eine Karriere bauen könnte. Und so gesehen fast noch bemerkenswerter als der Inhalt des Satzes ist aber der Sachverhalt, dass sie ihn in dieser Form hätte sagen können (und dann auch noch in der Lage wäre, ihn mir »Deutschländer« auf Standarddeutsch, auf »Hochdeutsch« zu erläutern). Und das Überraschende daran ist nicht, dass sie, die sie in Ungarn aufgewachsen ist, gänzlich geläufig auf diesen ungarischen Verknüpfen *(na)hát* zugreifen kann – noch dazu, wo sie neben Germanistik auch noch Hungarologie studiert hat.

Wenn ich übrigens die Erläuterungen recht verstehe, die Elisabeth Knipf zu dieser Form *hát* gibt, ist das offenbar ein fast idealer Einstieg in die ungarische Sprache, so viel Funktionen wird man selten mit einer Silbe bekommen:

»Hát ist im Ungarischen ein polyfunktionales Wort, das als Substantiv (Rücken) sowie als Synsemanticon (Adverb) zum Ausdruck der Unsicherheit und zum Nachdruck, als Modalwort in der Funktion eines Füllwortes, einer Redeeinleitung, als ein Fragewort und selbst als Konjunktion auftreten kann.«¹

Die geläufige Verwendung solch einer Partikel zeigt nur die gute Einbettung in eine mehrsprachige Situation, in der ein natürlicher Umgang mit der Mehrheits-sprache durchaus einen positiven Wert hat. Überraschend ist aber eigentlich, dass Elisabeth Knipf auch den mundartlich ungarndeutschen Teil aus eigener Kompetenz sprechen könnte und – mehr noch – Zeit ihres Lebens hätte sprechen können. Überraschend oder zumindest nicht unmittelbar zu erwarten ist das, weil Elisabeth Knipf in den 1950er und 1960er Jahren aufgewachsen ist. In diesen Jahren läuft erst allmählich die Phase aus, in der die deutsche Sprache und ihre verschiedenen Ausprägungen in Ungarn nicht nur aus der Öffentlichkeit und aus der Schule zurückgedrängt wurden. Es wurde auch nicht gern gesehen, wenn sie

in dem verbliebenen Restraum des häuslichen Lebens gebraucht wurde. In vielen Familien wurden so – auch aus Vorsicht – die in dieser Zeit aufwachsenden Kinder vom Deutschen ferngehalten. Die deutsche Sprache spielt öffentlich keine Rolle, die häusliche Mundart wird kaum mehr gebraucht. So wuchs eine Generation heran, die vielleicht gerade noch etwas von der angestammten Sprache der Großeltern verstand, die die Eltern versuchten zu vermeiden, die sie aber selbst nicht mehr benutzen konnten. So tut sich hier – wie Elisabeth Knipf an verschiedenen Orten dargestellt hat – eine Generationenlücke auf. Es gibt damit eine jüngere Gruppe der Ungarndeutschen mit einer durchaus ungarndeutschen Identität – sie wird ja durch den ausgegrenzten Status eher verstärkt – und, wenn man so will, einem sprachlichen Problem. Zumindest bei der betroffenen »Alterskohorte« findet man aber eigentlich allenfalls Reste der dazugehörigen Sprache, der vor Ort gesprochenen Dialekte. Und es wird auch nach den politischen Lockerungen seit den 1960ern noch einige Zeit dauern, bis das »Hochdeutsch«, die Standardsprache, wieder einen Platz in diesem Sprachenraum findet. Wenn nun im Laufe dieser Entwicklung in den letzten Jahrzehnten Ungarisch und Deutsch ihren Platz in der schulischen Landschaft des südungarischen Gebiets, von dem wir sprechen, gefunden haben, ist das eine Veränderung der sprachlichen Welt, von der man nicht so recht weiß, wie sie zur eigenen ungarndeutschen Identität steht.

Von dieser eher komplizierten Ausgangssituation im südlichen Ungarn der späteren 1950er Jahre führt nicht ein gerader oder naheliegender Weg zur Leitung des Lehrstuhls für Germanistik an der Universität Budapest mit ihrer traditionell gefestigten Germanistik. Aber wenn man dann genauer hinsieht, ist alles doch irgendwie anders. Aus dem sprachlichen Lebenslauf unserer Preisträgerin kann man schließen, dass die Begegnung mit mehreren Sprachen im eigenen Umfeld oder sogar in der eigenen Familie die Neugier auf alle diese Sprachen fördern kann (mag das auch alles nicht so einfach sein). Der Vater sprach Hochdeutsch und legte Wert darauf, die Mutter und die Großmutter den Dialekt, und natürlich sprachen alle Ungarisch. Eigentlich wirkt das wie jenes Erbe einer über die Jahrhunderte hin von einer vergleichsweise unkomplizierten Mehrsprachigkeit geprägten Landschaft, die nicht von den ganzen Sprachnationalismen und auch den politischen Unzuträglichkeiten und Fährnissen des letzten Jahrhunderts berührt scheint. Das ist es ja, was man jetzt im Rückblick als das positive Erbe des

»Sprachenmanagements« der österreichisch-ungarischen Monarchie sieht. Wenn der politische Druck nicht gewesen wäre, hätte es vielleicht in der Gegend in und um Bája im südlichen Ungarn scheinen können, als wäre es irgendwie noch immer so – Dörfer und auch Städte wie Bája oder Pécs, in denen die deutsche Sprache oder zumindest die Erinnerung daran noch lebendig ist.

So kann man unter diesen Umständen – in dieser Region und in dieser persönlichen Umgebung – noch erwarten, dass jemand, der hier aufwächst, dann ein zweisprachiges Gymnasium besucht, um das Beste aus seinen sprachlichen Voraussetzungen zu machen. Dass Elisabeth Knipf, wie sie mir geschrieben hat, dort die deutsche Sprache und die Beschäftigung mit allen ihren Sprachen lieben lernte, ist sicher eine der Voraussetzungen dafür, dass wir uns heute hier treffen. Es kam dazu, dass gerade die ungarischen Verhältnisse immerhin die Möglichkeit boten, die ansonsten nicht so durchlässigen Verhältnisse in Deutschland West und Deutschland Ost – daneben auch noch in Österreich – kennenzulernen. Durch Verwandtschaft, die in der Bundesrepublik lebte, und Besuche dort hatte für Elisabeth Knipf die Hochsprache, wie man so sagt, einen Sitz im Leben. Diese Kontakte boten aber auch die Gelegenheit, zu sehen, dass Variation, das Nebeneinander verschiedener Formen, in einer plurizentrischen Sprachkultur wie der deutschen kein marginales Phänomen in irgendwelchen Sprachinseln ist, sondern den Charakter der deutschen Sprache insgesamt prägt. Für Elisabeth Knipf wird die erlebte sprachliche Vielfalt zum Boden für ihr fachliches Leben und ihren wissenschaftlichen Erfolg, der sie bis hierher geführt hat. So hat sie frühzeitig – schon als Schülerin und dann kontinuierlich durch ihr frühes berufliches Leben – immer Deutschunterricht gegeben, und sie hat dann tatsächlich Germanistik und Hungarologie studiert, in Pécs und in Szeged, wie damals üblich mit einem Auslandsjahr in Halle. Die Erfahrungen an einer Universität wie Halle mit ihren Bibliotheksmöglichkeiten und im Rahmen einer Germanistik im deutschsprachigen Raum eröffneten damals eine andere Welt des forschenden Arbeitens. (Übrigens: Weil sie so gut deutsch beherrschte, durfte sie, anders als die sonstigen Ausländer, an den normalen Kursen der Germanisten teilnehmen). Als die in der Zwischenzeit zur jungen Assistentin an der Universität in Pécs Gewordene dann im Jahr 1983 promoviert wird, hat sie die Deutschen, das Deutsche und ihr Land im Osten und im Westen kennengelernt. Die Promotion zu einem Vergleich der deutschen und

ungarischen Morphologie markiert einen ersten Forschungsschwerpunkt von Frau Knipf, der bis heute eine Rolle spielt – und sich in den weiteren Jahren vor allem in Forschungen zur Wortbildung (vor allem zum Ungarndeutschen) niederschlug. Wir haben kaum Beschreibungen dieses Bereichs für nicht standardsprachliche Ausprägungen des Deutschen, die so professionell unterfüttert sind.

Bemerkenswert ist schon und auch nicht selbstverständlich, dass sie für ihre Dissertation B als »Fernaspirantin« mit einem Stipendium der DDR an die Akademie der Wissenschaften der DDR kam, betreut von Markus Motsch, der ja auch, und das mag über das geteilte Interesse an der Erforschung der deutschen Wortbildung hinaus die Verbindung zum hier sprechenden Laudator herstellen, später am Institut für Deutsche Sprache (IDS) gearbeitet hat. Genau das betrifft aber auch unsere Preisträgerin, der Wechsel von Wolfgang Motsch (und 21 anderen Mitgliedern des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft der Akademie der DDR) an das IDS war ja die Folge der Auflösung und Umstrukturierung der Akademie nach der politischen Wende 1989. 1989 hätte auch Elisabeth Knipf noch ein Jahr an der Akademie gehabt, um ihre Promotion dort abzuschließen, so dass die deutsche Wiedervereinigung der Grund dafür war, dass dieses Verfahren dann im Jahr 1993 an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften abgeschlossen wurde. Zwischenzeitlich war sie mit ihrem Mann, der dort ein Humboldt-Stipendium wahrnahm, und den beiden Töchtern in Saarbrücken gewesen.

Die Dissertation B spricht das zweite und, wenn man so will, auch dritte große Thema der wissenschaftlichen Arbeiten von Elisabeth Knipf an: Es geht um die Varietäten des Deutschen und insbesondere um das Deutsche in Minderheitensituationen. Varietätenlinguistik und die Beschäftigung mit Sprachminderheiten, Sprachinseln der »eigenen« ungarndeutschen Minderheit, das sind die Themen, um die sich dann in den folgenden zehn Jahren eine Vielzahl von wissenschaftlichen Aktivitäten entwickeln. Hier kommt unter anderem auch der DAAD ins Spiel, der ihr in den Jahren 1990, 1995 und 2002 die Möglichkeit zu Forschungsaufenthalten an deutschen Universitäten und am IDS gab und auch (1998/99) ein Projekt zur deutschen Hochsprache in Ungarn förderte, das federführend von Klaus Mattheier verantwortet wurde, und in dessen Rahmen auch ich mit Elisabeth Knipf – nicht zuletzt bei gemeinsamen Feldforschungsaufenthalten in Ungarn – in wissenschaftlichen Kontakt kam. In der Folge konnte ich sie auch

als die für Ungarn zuständige Expertin für mein DFG-Projekt (1999–2002) zu den deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa gewinnen, die dann auch die ungarischen Verhältnisse in dem daraus entstandenen Handbuch beschrieben hat. Auch für die umfangreichen Forschungen zu Varietätenfragen insgesamt will ich – verkürzend – auf mein persönliches Erleben zurückgreifen. Um diesen wichtigen Bereich in einer Übersicht zugänglich zu machen, hat sie Publikationsprojekte initiiert und (gemeinsam mit Nina Berend) Bände zu regionalen Standards – in denen ich den deutschen Süden präsentiert und repräsentiert habe – und zu Sprachinselwelten vorgelegt. Das sind alles die Folgen der in den 1990er Jahren seit 1994 auf den Weg gebrachten Aktivitäten. Damals wechselte Elisabeth Knipf von Pécs an die Eötvös-Loránd-Universität nach Budapest, wo ja unter der Leitung des Kollegen Karl Manharz die Beschäftigung mit dem Ungarndeutschen einen repräsentativen Platz hatte. Dort stand sie seit 1997 dem Bereich der Germanistischen Linguistik vor, und nach der Habilitation (2001) und der Ernennung zur Universitätsprofessorin an der ELTE (2004) leitet sie nun seit 2006 das dortige Institut für Germanistik.

Im Jahr 2013 nun hat sie mit der Verteidigung des DSc (doctor scientiarum) der Akademie die nur für herausgehobene Fälle vorgesehene Höhe der wissenschaftlichen Qualifikationen erreicht. Zu der »Akademikerin« wie der Leiterin dieses zentralen Lehrstuhls passt nun auch die Arbeit an dem Projekt eines Wörterbuchs der ungarndeutschen Mundarten in Zusammenarbeit mit den Akademiekommissionen in Wien und München. Und es passt auch dazu, dass sie nun im Jahr 2011 als Ergebnis der Arbeit der letzten Jahre ein das Feld weiträumig analysierendes und in die Minderheitenlandschaft einbettendes Buch zum Wandel des Wortschatzes in der Minderheitensprache vorgelegt hat, das sich nicht zuletzt um die in der Zwischenzeit herausgebildete Schichtung in der Minderheitensprache kümmert. Wenn eine deutsche Sprachinsel wie die in Ungarn – und im weiteren Sinn eine Sprachminderheit – auch generell eine Situation sein mag, wo man – am Normalfall gemessen: überraschenderweise – bei einer deutschen Sprachform geblieben ist, so ist es denn so einfach nicht. Die Mundart ist zumeist ein allenfalls in *code-switching* und *code-mixing* mit dem Ungarischen lebende Alltagssprache, viele sind das, was man jetzt im amerikanischen Kontext gern *heritage speaker* nennt. Sie sind eigentlich bis auf gewisse Erinnerungsformen keine Sprecher der Sprache mehr,

sie gehört aber zu ihrer Identität; dazu kommt dann die neu erlernte (und dann weitergegebene) Standardform, die vielleicht in der Lage ist, einen Teil der Identität weiterzutragen. Unter diesen Umständen spielen natürlich Fragen des Deutschen als Fremdsprache in der Tätigkeit von Elisabeth Knipf ebenso zunehmend eine Rolle wie kultur- und wissenschaftspolitische Tätigkeiten in diesem Umfeld. So ist sie im Kuratorium des Südosteuropainstituts München ebenso vertreten wie im Vorstand der IGDD, und seit 2012 vertritt sie Ungarn auch im Internationalen Wissenschaftlichen Beirat des IDS. Ihre kulturpolitische Tätigkeit wurde 2010 durch die Verleihung der Ehrennadel in Gold für das Ungarndeutschtum (als Anerkennung für ihr Engagement für die Volksgruppe in der Forschung und auch für ihren Einsatz für die Ungarndeutschen) gewürdigt.


Elisabeth Knipf hat ein Profil entwickelt, in dem sie ihre national und international angesehene sprachwissenschaftliche Forschung in eigenständiger und überzeugender Weise mit einem wissenschaftlichen Engagement für die deutsche Sprache in Ungarn verbindet.

Nach all dem bliebe eigentlich nur übrig, noch eine der Formeln zu zitieren, die Elisabeth Knipf als »Formeln der Bewunderung« im Ungarndeutschen beschreibt – und die man auch ohne große Übersetzung versteht:

Na schau mol do her.

Mit diesem Ausdruck der Hochachtung gratuliere ich Dir ganz herzlich zur Verleihung des Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preises des Jahres 2013.

¹ Elisabeth Knipf-Komlósi: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, Heft 145, 2011, S. 168.



**HERAUSGEBER:
DEUTSCHER AKADEMISCHER
AUSTAUSCHDIENST (DAAD)
KENNEDYALLEE 50
53175 BONN
WWW.DAAD.DE**

© DAAD